

THEORIE ERZÄHLUNG

Alltäglich, amorphe Masse langfristiger Überzeugungen, von momentanen Impulsen durchschossen. Sich immer neu formierende, persönliche Neigungen und Abneigungen; eine Idee kristallisiert sich heraus – neu. Es beginnt ein langer Weg.

Fragile Andeutungen einer Idee, mehr noch eine Ahnung, sie wollen wir schützen vor Anfechtungen und Hindernissen des Alltags. Doch zugleich darin sich bewähren lassen, um tatsächlich nicht nur ein vages Vorgefühl zu bewahren. Sondern physisch greifbare Artefakte hervorzubringen: Wirksame Interventionen.

Diesem alltäglichen Prozess widmet sich eine Theorie intentionaler Werkgenese.

Während die Theorie *nicht-intentionaler*¹ Werkgenese die hochkontingenten Settings beschreibt, aus denen Artefakte als aleatorische Materialverteilungen entstehen – materiell-situative Ausgangsbedingungen einer Werkgenese –, setzt eine Untersuchung des weiteren Verlaufs hervorbringenden Handelns genau hier an. Sie untersucht die Details und mikroskopischen Entscheidungsmomente eines Arbeitsprozesses, die für gewöhnlich als zu trivial und wenig würdevoll erachtet werden, als dass sie erzählt und beschrieben würden. Die *intentionale* Werkgenese umfasst den Umgang mit all den erschreckend profanen, für manche demütigend banalen Schwierigkeiten, die sich uns jeden Tag aufs Neue stellen, Probleme im Sekundentakt. Die nach einer als erfolgreich bewerteten Arbeit aber ungenannt bleiben, aus Scham und Vergessen; die den Erfolg eines Vorhabens aber in großem Maße ausmachen. Ein offenes Geheimnis.

Diese Fragen der intentionalen Werkgenese lassen sich nicht mit Lehrsätzen zum Projektmanagement oder reduktionistischen Phasentheorien der Kreativität beantworten. Eine theoretizistische Diskussion von Konzepten wie ›Kreativität‹, ›Originalität‹ oder ›Urheberschaft‹ ist vielmehr zu ersetzen durch einen Blick auf den all-

täglich stattfindenden, persönlichen Umgang mit Schlüsselmomenten einer Arbeit. Individuelle Irritationen und Obsessionen rücken hier in den Vordergrund, persönliche Abgründe und Euphorien, Veränderungen im Selbstbild, das pulsierende Anwachsen und Ausdünnen von Entscheidungssträngen. Einer wirklichkeitsfremden Außenperspektive auf technische und prozedurale Aspekte wird eine Innenperspektive entgegengesetzt, die sich der *persönlichen Erfahrungsweise*, den intimen Reflexions- und Entscheidungsprozessen einer Werkgenese zuwendet.

Theorie der intentionalen Werkgenese ist Theorie der Alltagspraxis hervorbringenden Handelns, der Pragmatik der Genese.²

I. Im Moment

Unsere Weise des Erlebens ändert sich – jeden Tag und jede Nacht. Sie passt sich an, modifiziert sich, wird verändert, wächst und verwirrt und klärt sich wieder: um von neuem sich zu verändern. Das Erleben jeder und jedes Einzelnen hat eine geschmeidige Beschaffenheit. Nur ein wenig Zug und Druck von Freunden oder Fremden, gesellschaftlichen Umwälzungen oder klimatischen Transformationen genügt, um es so grundlegend zu verändern, dass die ursprünglich von uns empfundene Konsistenz kaum mehr zu erkennen ist. Sie hat sich vollkommen verändert. *Wir* haben uns vollkommen verändert. Durch unser Erleben.

Wir kennen keine andere Weise zu erleben als die unsere. Sie erfahren wir als die Gestalt unseres Lebens, unseres Alltags, nicht die vermeintlich objektiven Beschreibungen, die sich anhand von Außenwirkungen unserer Handlungen anfertigen ließen. Wir können unsere Erfahrungsweise darum auch nicht objektiv beschreiben. Lediglich Metaphern, Bilder, Erzählungen, notdürftige und indirekte Veranschaulichungen stehen uns zur Verfügung, mit denen wir mehr schlecht als recht versuchen, darzustellen, wie sich eine Situation, ein Moment, eine Erfahrung *für uns* anfühlt – im Moment.

Wir sprechen dann davon, dass wir uns als suchend, dominant oder eingebunden erleben, als losgelöst oder getrieben, angezogen, reibungslos gleitend, als stolpernd oder hetzend, jagend oder zärtlich umschmeichelt/umschmeichelnd, als zielstrebig oder verwaschen. Das ist die Erfahrungsseite unseres Handelns. Sie umfasst Bereiche, die wir – auch beim Sprechen über Prozesse der Werkgenese – üblicherweise vor lauter Schamhaftigkeit als zu intim und uninteressant für die Außenwelt ausschließen.

Diese Gestalt der individuellen Erfahrung, die persönliche Erfahrungsweise, lässt sich aus diesen Gründen auch nicht umstandslos in ein abstraktes Konzept fassen. Zwar mag es von Fall zu Fall historisch-soziologische Beschreibungen geben, die belegen

können, welche Begrifflichkeiten, Metaphern und Bilder zur Selbstbeschreibung der individuellen Erfahrung genutzt wurden oder werden. Doch diese eher technische, archäologische Beschreibung von Metaphern und ihren Kontinuitäten kann kaum die individuell erlebte Erfahrungsgestalt, die subjektive Erfahrung in einem spezifischen Moment, ihre Eigenart und Intensität vermitteln. Denn die Gestalt unserer Erfahrung ist plastisch.

Sie zeigt sich viel eher im Unterlassen und Ändern, im Wählen und Verwerfen, Akzeptieren und Modifizieren unseres Handelns als in kontinuierlich beibehaltenen Verhaltensweisen. Sie ähnelt weniger einem vorgefassten Plan oder Konzept als einer erst im Nachhinein erkennbaren und retrospektiv dann von uns mit Sinn belegten, unwillkürlichen Verhaltensweise. Eine unsichere Suchbewegung.

Angenommen, Sie wären auf einer Gesellschaft und hätten das Gefühl, Sie langweilten sich und sollten nach Hause gehen. Aber angenommen, statt heimzugehen, öffnen Sie die Langeweile und fänden Zorn vor. Und angenommen, dass Sie beim Vorfinden des Zorns auch fänden, Sie müssten dableiben und jemandem gleich etwas von diesem Zorn sagen. Ähnlich scheint sich auch ein Ziel zu verändern, während wir es verfolgen, aber später sagen wir, dass unser neues Ziel dasjenige sei, das wir in Wirklichkeit schon immer gewollt hätten, obwohl wir es nicht wussten.³

II. Heuristik

Die Erfahrungsweise einer historischen Person oder Personengruppe lässt sich indirekt, kriminalistisch oder archäologisch erschließen, aus Überlieferungen persönlicher Gespräche, aus Tagebüchern, Briefen und Erzählungen, Essays und Inszenierungen, aus Abbildungen und Liedern. Wie können wir aber die individuelle Erfahrungsweise einer Person, die *mit* uns lebt, hier und jetzt, in der gleichen oder einer leicht verschobenen Kultur, tatsächlich nachvollziehbar beschreiben? Ist eine wissenschaftlich legitimierbare und tatsächlich wirksame Methode hierfür denkbar? Selber sind wir kaum in der Lage unsere eigene Erfahrungsweise, dieses ephemere und flüchtige Ding, hinreichend verständlich in Worte zu fassen.

Die größte Schwierigkeit liegt wohl darin, etwas, das sich vor unseren Augen, nein, in unserem Körper und Denken, von Moment zu Moment, Situation zu Situation vollständig zu verändern scheint, dieses unbestimmte, plastische Etwas, so greifbar zu machen, dass es überhaupt sprachlich fixiert werden kann. Tun wir unserer Erfahrung damit nicht Gewalt an? Deformieren wir sie nicht, frieren sie ein und konservieren sie, sodass der von uns als zentral erlebte Charakter ihrer situativen Veränderlichkeit vollkommen verloren geht? Eine methodische Aporie liegt ganz offensichtlich darin, individuelle – und das heißt: notwendig instabile – Erfahrungsweisen in hinreichend stabile Gegenstände wissenschaftlicher Untersuchung transformieren zu wollen.

Ein allzu fixes Modell der Erfahrungsweise einer Person sollten wir also nicht anstreben. Die Reduktion von Beweglichkeit und Situationsabhängigkeit unseres Handelns und Erfahrens auf simple Systematiken der Erfahrung, Methodologien des Handelns kann nicht das Ziel sein. Gesprächspartner und Protagonisten dieses Erlebens würden eine derartige Feststellung ihrer Handlungs- und Erfahrungsweise zurecht ablehnen. Wir würden mit einer solchen Erkenntnisabsicht wohl auch kaum nachvollziehbare Beschreibungen individueller Erfahrungsweisen erhalten, sondern eher wohlbe-

gründete Plädoyers *gegen* jeden Versuch, Erfahrung methodisch zu beschreiben. Wird sie doch richtigerweise als eine Einschränkung individueller Entwicklungs- und Veränderungsmöglichkeiten erlebt: ein verheerender Angriff auf die persönliche Integrität, die individuelle Erfahrungsweise selbst.

Um diese Studie also nicht schon vor ihrem Beginn durch eine erfahrungszersetzende und biografiezerstörende Methode auf Grund laufen zu lassen, begreifen wir Erfahrung nicht als eine unveränderliche, fixierte Entität. Für die Beschreibung einer Erfahrungsweise ist vielmehr genau diese Offenheit auf künftige Veränderungen der Erfahrung hin konstitutiv. Wir rekonstruieren nicht abgeschlossene Methodiken, sondern erzählen von situativ sich entwickelnden Weisen, auf neue Situationen handelnd und erlebend zu reagieren. Wir beschreiben keine Methode, sondern eine individuelle *Heuristik*.

Dieser Begriff der Heuristik scheint aufgrund seiner besonderen Geschichte und der spezifischen Tradition seiner Disziplin besonders geeignet, individuelle Erfahrungsweisen zu beschreiben. Denn die Heuristik ist eine alte Disziplin. Älter als die meisten Methoden oder Methodologien, die die Künste und Wissenschaften seit Beginn der Neuzeit ausgebildet haben, älter auch als die Theorien der Erkenntnis seit jener Zeit, Historiografien der Ideen, älter als eine Beschreibung der Alltagsgeschichte und älter auch als die Ästhetik.⁴

Unter Namen wie *ars inveniendi*, Heuretik, Ereunetik, Zetetik oder sogar *Analysis* erscheint sie, sei es in Leibniz' Versuch einer *Ars combinatoria* (1666), in Kants Unterscheidung »heuristischer Begriffe«⁵, bis hin zu Vaihingers Beschreibung »heuristischer Fiktionen«⁶ oder Lakatos' Formulierung heuristischer Prinzipien eines Forschungsprogramms.⁷ Die Geschichte der Heuristik besteht aus einer Reihe partikularer Versuche zu ihrer immer wieder aufs Neue versuchten systematischen Grundlegung. Als Disziplin ist sie institutionell gescheitert, es gibt sie eigentlich nicht. Die »Lehre von den Verfahren, Probleme zu lösen«⁸ bleibt ein Projekt.

Es finden sich denn auch weniger wissenschaftliche Theorien mit Allgemeingültigkeitsanspruch als individuelle Versuche, das eigene Handeln nachholend oder vorausseilend zu erklären: *Methododizeen*⁹, in idiosynkratischen Produzentinnen- oder Künstlertheorien. Situative Verankerung und unsystematisches Vorgehen konstituiert einen heuristischen Prozess und so scheint eine »allgemeine Heuristik« auch undenkbar. Eben dieser wandelbare Charakter jedoch prädestiniert sie umgekehrt, eine Rahmentheorie zur

Beschreibung vielfältig individueller Erfahrungsweisen bereitzustellen. Das Paradox ihrer an Publikationen reichen Nichtexistenz bestätigt dies.

Unter dem Begriff der Heuristik können also heterogene und weit diversifizierte, hochspezifische und persönliche Umgangs- und Vorgehensweisen des Handelns und Erlebens nachvollziehbar beschrieben werden. Die Heuristik bietet damit ein Meta-Modell für eine breite, thematisch und disziplinär kaum einzuschränkende Vielfalt von Studien zur allgemeinen Theorie des hervorbringenden Handelns, der Handlungs- und Entscheidungstheorie. Um sichtbar, genauer: *lesbar* und verständlich zu machen, wie es ist und sich anfühlt, wenn undeutliche Ahnungen Form gewinnen; wir Verbündete finden und Vorgehensweisen entwickeln; diese durchführen – bis ein Artefakt entstanden ist.¹⁰

III. felt sense

Wenn wir versuchen, individuelle Heuristiken zu rekonstruieren, so ist die Erfahrungsseite individuellen Handelns, wie eingangs beschrieben, uns unwiderruflich verschlossen. Frei zugänglich sind lediglich äußerlich sichtbare Handlungen der Protagonisten eines Prozesses der Werkgenese sowie deren nachträgliche oder voraus-eilende Äußerungen über ihre Handlungen. Sie können wir *be*-schreiben, beziehungsweise: *über* sie können wir schreiben.

In diesem Zwischenraum aber, dieser unsichtbaren, blinden Zone zwischen Handlungen einerseits und Aussagen andererseits, ereignet sich unser Erleben. Im Laufe eines Handlungs- oder Entscheidungsprozesses eignen wir uns ein Wissen darüber an, wie wir diesen Prozess erleben; wir bilden uns Ansichten und Meinungen, Thesen und Mikro-Theorien, über die wir im Umfeld des Handelns dann sprechen. Wir denken darüber nach, notieren Sätze, streiten darüber mit anderen. Diese Interferenz, dieses Wechselspiel zwischen Handeln und Beschreiben im stetigen Ringen um eine stimmige und uns selbst plausible Selbstbeschreibung können wir zur Rekonstruktion einer Heuristik nutzen.

Denn es sind keine logisch korrekten Aussagen, die wir im Sinn haben; oft sind sie ethisch oder moralisch kaum vertretbar, nicht selten agrammatisch, inkohärent, inkommensurabel, non-verbal. Es sind undeutliche, doch klare Empfindungen, die uns heimsuchen. Empfindungen, die unsere Handlungsentscheidung dadurch mitbestimmen, dass sie im Moment des Handelns uns an uns selbst, am eigenen Leib wahrnehmen lassen, ob diese Entscheidung für uns Sinn macht – oder nicht. Es ist ein körperliches, ein intuitives Gespür, ein Sinn für die individuell und situativ richtige und angemessene Handlungsweise: *Was wäre richtig für uns, zu tun?*

Eugene T. Gendlin, der amerikanische Phänomenologe und Psychologe, bezeichnet diese leiblich empfundene Bedeutung, diese Selbst-Empfindung als *felt sense*.¹¹ Dieser *felt sense* oder, in der Übersetzung von Hans Julius Schneider, dieses *sinnhafte Gefühl* be-

schreibt er als eine propriorezeptive Wahrnehmung, die uns die jeweils gegenwärtige, spezifische Erfahrungsgestalt leiblich spüren lässt. Diese Selbstwahrnehmung ereignet sich jedoch, wie Gendlin weiter ausführt, nicht *während* des Handelns oder Sprechens, sondern davor und danach – in den Brüchen dazwischen. Es braucht also einen Moment der handlungsenthobenen Aufmerksamkeit, gelöst und gelockert, der es möglich macht, dass wir uns auf uns selbst, auf unsere eigene Erfahrungsgestalt konzentrieren können. Solche Momente des Innehaltens werden nicht selten durch äußere Irritationen ausgelöst, durch ein Zögern, einen Zweifel, durch größere Krisen und Ängste – oder allein nur dadurch, dass wir ›den Faden verloren‹ haben, nicht mehr wissen, was wir gerade tun wollten. Solche oft mikroskopischen Unterbrechungen im ansonsten ungebrochenen Fluss des Handelns sind es, die Ruhemomente einfordern, eine Selbstbesinnung bewirken. Sie zwingen uns, zum *felt sense* zurückzukehren. Sie machen es möglich, die Konsistenz, die Beschaffenheit unserer gegenwärtigen Bewusstseinslage und Erfahrungsweise wieder in den Blick zu nehmen.¹²

Wenn wir zugestehen, dass es solche Empfindungen gibt und wenn wir weiterhin anerkennen, dass sie unsere Entscheidungen oft stärker bestimmen als unserem Selbstbild als autonom handelndem Individuum lieb wäre, so müssen wir in die Theorien des Handelns, des Entscheidens und der Bedeutungsbildung einen Aspekt einführen, der in der Tradition der phänomenologischen Philosophie als *das Leibliche* bezeichnet wird. Im Gegensatz zu einer objektivistischen, atomistischen oder logizistischen Beschreibung der Welt umfasst dieses Leibliche die situativ gebundene und individuell geprägte Erfahrungsseite alltäglichen Handelns. Vermeintlich allgemeingültige Beschreibungen von Raum und Zeit, Handlung und Sprache, Empfinden und Entscheiden führt es zurück auf die je spezifische und subjektiv geprägte Erfahrungsgestalt. Die individuelle Erfahrung wird als notwendige Möglichkeitsbedingung jeder Erkenntnis bestimmt – denn wir sind *keine* anonymen Erkenntnissubjekte. Erst die individuelle Leiblichkeit in einem bestimmten Moment, mit all ihren Fehlbarkeiten und Obsessionen, Übereilt- und Dummheiten, Albern- und Überspanntheiten, aber auch Leidenschaften und Begeisterungen, Stringenzen und Zielstrebigkeiten, macht Erkenntnis möglich. Gendlin geht sogar so weit zu behaupten, leibliche Selbstwahrnehmung, *bodily felt sense*, sei der schlechthin *einzige* Weg, auf dem Bedeutungen sich bilden, Kategorien sich entwickeln und Ideen entstehen können.

Selbst wenn wir dieser absoluten Aussage nicht folgen wol-

len, können wir mit Wolfgang Hogebe doch feststellen, dass es eben genau solche als sinnhaft empfundenen Ahnungen sind, die kommende Handlungen ankündigen oder bahnen.¹³ Empfindungen, die Hogebe treffend als »epistemisch präsentisch, aber ontisch futurisch«¹⁴ beschreibt – und die schon einsetzen, wenn klare Begriffe, eindeutige Benennungen und ausformulierte Aussagen uns noch fern liegen.

Eine Erkenntnistheorie der natürlichen Erkenntnis möchte ich hier eine solche nennen, die unseren szenischen Umgang-mit-Informationen und unser Stehen-in-Informationen studiert, bevor wir schon zu Experten dieses Umgangs in den Wissenschaften werden.¹⁵

IV. Der persönliche Ton

Mit dem Begriff des *felt sense* bestreitet Gendlin in letzter Konsequenz auch die fundierende Bedeutung der Differenz und des Differenzierens, die in der gegenwärtigen Philosophie als zentral angenommen wird für den Verlauf eines Erkenntnisprozesses. Er betont dagegen, dass all unser Handeln und Denken in einer spezifischen Erfahrungssituation leiblich verankert ist, die durchaus undifferenziert sein oder als vordifferential angesehen werden kann. Eine solche individuelle und alltägliche Erfahrungsweise lässt nachfolgende Unterscheidungen dann überhaupt erst möglich werden. Die stetige Rückversicherung durch unsere leibliche Selbstwahrnehmung übernimmt somit eine generative Funktion: den Prozess von vagen, leiblichen Ahnungen zu einer in Handlungen, auch sprachlichen, resultierenden Erkenntnis zu führen und dahin zu begleiten.

Besonders eindrucksvoll demonstriert Gendlin dies anhand des Bedeutungsfindungs- und – im Deutschen – auch Wortbildungsprozesses. Wenn wir nach Worten ringen, nach dem richtigen Ausdruck, gehen wir erfahrungsgemäß *nicht* von vorgegebenen semantischen Matrizen und Sprechhandlungsrastern aus, für die wir Worte zusammenklauben. Unsere Suche beginnt vielmehr mit einer vagen Ahnung, einem undeutlichen Gefühl, das bedeutet: In dieser Richtung könnte es weitergehen, das Wort, die Handlung, die wir suchen, könnte ungefähr *dort* zu finden sein.

Wie der Satz, der Ausdruck aber weitergehen könnte, wissen wir nicht – wir haben nur das starke, sinnhafte Gefühl, *dass* er in dieser Richtung weitergehen wird. Wir können nicht logisch präzisieren oder semantisch definieren, nach welchem Wort, welchen Aussagen wir suchen. Wir können jedoch erzählerisch umschreiben, andeuten, evozieren, wie die sprachliche oder atmosphärische Beschaffenheit, die Konsistenz des Gesuchten ungefähr sein könnte: *Das Wort ist warm, groß – nein eher: kompliziert, ganz klein; es fängt mit a an; erinnert uns an einen Eigennamen ...*

Dieser kleine, bescheidene Such- und Erkenntnisprozess be-

ginnt also mit einem Sich-Öffnen für die aktuelle Situation, einem Hineingehen in den Bereich der subtilen Wahrnehmungen. Gendlin betont diese Subtilität, die *subtlety* einer Situationserfahrung ausdrücklich, da sie komplexer sei als jedes Konzipieren von Begrifflichkeiten, jede daran anschließende semantische Differenzierung, jede Theoriebildung im Nachhinein: »*Any situation, any bit of practice, implies much more than has ever been said.*«¹⁶

Wenn wir also den Anspruch erheben, wissenschaftlich über Prozesse der Werkgenese von der Seite ihrer Erfahrung her zu sprechen, so müssen wir eben genau diese Feinheit und Zartheit situativen Erlebens respektieren. Ihr müssen wir einen angemessenen Raum in unseren Darstellungen geben. Methodisch bedeutet dies, dass wir uns selbst, als wissenschaftliche Persona, als Gesprächspartner, Begleiter werkgenetischer Prozesse und als wissenschaftlicher Autor in die persönliche, subtile Erfahrung mithineinbegeben müssen. Wir müssen einen fragilen, sehr *persönlichen Ton* im Untersuchen von und im Schreiben über Prozesse der Werkgenese suchen.

Ein persönlicher Ton lässt zunächst die Fallhöhe zwischen dozierendem Autor und vermeintlich ahnungslosem Leser verschwinden. Das Imponiergehabe wissenschaftlicher Distanz wird behutsam, doch beharrlich in eine andere, unserer Alltagserfahrung nähere Art der Beschreibung überführt. Denn ein persönlicher Ton wissenschaftlichen Sprechens bezieht seine Autorität nicht aus der Kenntnis kanonisierter Theorien, sondern aus dem Grund individuellen Erlebens: aus einer persönlichen Bewegtheit und motivierenden Erfahrungsweise. Er nähert sich eher dem Ton der biographischen Erzählung und entfernt sich vom Ton der Scholastik oder Doxa.

Ein eindrucksvolles Beispiel für den Erkenntnisgewinn einer solchen Schreibweise findet sich im Werk des bildenden Künstlers und Philosophen Thomas Lehnerer. Nach Studien zur Ästhetik von Schleiermacher und Kant hat Lehnerer 1994 eine »Methode der Kunst« vorgelegt. Er begibt sich darin auf die Suche nach einer Methodologie künstlerischen Schaffens und entwickelt hierzu eine besondere Darstellungsform. In den argumentativen Gang durch Bildtheorie, Ästhetik und Kunsttheorie flicht Lehnerer immer wieder persönliche Berichte von Arbeits- und Formfindungsprozessen. Diese lakonischen, sachbezogenen Erzählungen von alltäglichen Hindernissen und Lösungsversuchen eines Arbeitsprozesses zeigen, wie seine Reflexion in persönlichen Erfahrungen fundiert ist – die theo-

retische Fragestellung wird immer wieder auf konkret erfahrbare Ereignisse zurückgeführt:

Wie kann künstlerische Arbeit konkret vor sich gehen? Wo und wann ist im Einzelfall der entscheidende Augenblick, in dem ich die Mittel (mein Wissen und Können, mein Vermögen) nicht mehr beherrschen, sondern ins Spiel bringen und loslassen soll? Und konkret: Wie fange ich ein Bild überhaupt an? Wie, nach welchen Kriterien führe ich es dann fort? Und wann ist es fertig?¹⁷

Fragen, die sich Lehnerer hier als Philosoph stellt, erwachsen aus seinem persönlichen Arbeits- und Erkenntnisprozess als bildender Künstler. Eine Reflexion, die Grundsätzliches infragestellt, doch wirklichkeitsnah rückgebunden bleibt an konkrete Situationen. Prekäre Fragen seiner Argumentation räumt er nicht mit Begriffsanalysen aus dem Weg, sondern macht jeweils mit einer Erzählung deutlich, worin die Wucht dieser Selbst-Infragestellungen besteht und wie im Arbeitsprozess damit umgegangen wird, auch im Scheitern.¹⁸ Er versucht nicht, seine künstlerischen Arbeiten im Nachhinein theoretisch zu legitimieren, sondern legt vielmehr die Erfahrungsgrundlage, die *Immanenzebene* (Deleuze) seiner Reflexion offen.

Der Wert eines derart wagemutigen, persönlichen Schreibens liegt im Wechsel vom bloß propositionalen Wissen über einen Gegenstand zum internalisierten Handlungswissen. Dadurch erst gerät der Zwischenbereich alltäglichen Handelns tatsächlich in den Blick, die Vielzahl kleiner, situativer Praktiken der ›Praxiswelt‹,¹⁹ von der Pierre Bourdieu spricht. Eine hauchdünne, sich unserer Aufmerksamkeit entziehende Membran psychischer Prozesse und sozialer Bezüge, die unser Handeln umfassen. Ein Geflecht von Handlungsvollzügen und Einstellungen, isolierten Erinnerungen, vorauseilenden Gedanken, gemischten Gefühlen. Ein Amalgam persönlichen Erlebens und objektivierbaren Handelns.

V. Theorie Erzählung

Ein steter Wechsel von begrifflicher Analyse zu persönlicher Erzählung und zurück kann individuelle Erfahrungsweisen also plastisch machen. Wir sprechen nicht von gelernten Theorien, sondern aus einem Praxiswissen heraus, *unserem* Praxiswissen, das das Gleiten von erzählerischer Darstellung in theoretische Recherche motiviert, im Kontakt zu unserem *felt sense*.

Wir befinden uns in einer Wellenbewegung, einem fortwährenden Pendelgang. Sprechen wir von einem persönlichen Erfahrungsgrund aus, kehren wir jeweils knapp vor dem Abheben in eine ausformulierte Theorie zurück in einen situationsgebundenen Bericht. Bevor wir uns verlieren in eine partikuläre Anekdote setzt die Reflexion der wie von außen beobachteten Handlungs- und Denkfikturen ein: Eine kontinuierliche Bewegung zwischen Beschreibungen, evokativen Nachvollzügen eines *felt sense* einerseits und daran anschließendem, begrifflichen Handeln andererseits. Eine rhythmische Folge, die immer wieder, immer insistierender die Innen- und Außenperspektive miteinander vertauscht und wieder vertauscht, Erfahrungsseite gegen theoretische Einholung tauscht und wieder zurück und damit erst ein plastisches, geradezu holographisches Erleben der Werkgenese möglich macht.²⁰

Die Erfahrungsgrundlagen waren für Lehnerer seine eigenen. In unserem Fall liegen sie allerdings verteilt in uns und in dem von uns begleiteten und befragten Gegenüber. Doch ist der Wechsel der Darstellungsformen auch hier von Nutzen: denn die Außensicht, die wir notgedrungen einnehmen, wird in der erzählerischen Darstellung des *felt sense* dominant sein, während die Selbstbeschreibung der beobachteten Akteure in der begrifflichen Analyse untersucht wird. Wir werden, anders als Lehnerer, in den meisten Fällen nicht von *unseren eigenen* Erfahrungen der Werkgenese sprechen, sondern vielmehr unsere Beobachtungen der Erfahrung anderer wiedergeben: eine doppelt gebrochene Erfahrung. Ebenso legen wir auch nicht unsere eigenen begrifflichen Reflexionen vor, sondern

analysieren jene anderer Protagonisten. Diese doppelte Distanzierung schafft trotz der methodisch notwendigen Nähe eine reflektierende Distanz, die von einer Theorie der intentionalen Werkzeuggenese zu erwarten ist.

Die Rekonstruktion einer individuellen Heuristik beginnt darum im Folgenden stets mit der *Erzählung einer konkreten Situation*. Wir beschreiben eine raumzeitlich eng umgrenzte Erfahrung des Protagonisten einer Werkzeuggenese, die entweder retrospektiv als entscheidend für den weiteren Verlauf der Arbeit angesehen werden muss oder schon im Erleben der Situation selbst als entscheidend erfahren wurde. Hier sprechen wir nicht als objektive, anonyme Erkenntnis-Instanz, sondern als Teilnehmer einer Situation der Verstrickung und Verwicklung. Diese Erzählungen sind relativ kurz, eine, selten zwei, Seiten sollen genügen, um eine intensive Erfahrung plastisch werden zu lassen. Ein close-reading situativer Erfahrungsgrundlagen.²¹

In einem zweiten Schritt wird *die Individualtheorie* des Akteurs oder der Akteurin zu diesem Erlebnis befragt. Üblicherweise liegt diese Theorie nicht in Schriftform vor, sondern muss aus verstreuten Äußerungen, Gesprächen, wiederholt verwendeten Begriffen oder Hinweisen extrapoliert und ausformuliert werden. Wir nähern uns der Selbstbeschreibung eines oder einer Handelnden und versuchen sein oder ihr begriffliches und theorieähnliches Selbstverständnis mit der zuvor beschriebenen Situation stimmig zu verbinden. Inkonsistenzen zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung, aber auch eine Gleichursprünglichkeit von Reflexion und Handeln werden hier offensichtlich.

Diese Theorieskizze verknüpft sich in einem dritten Schritt mit einer *wissenschaftlichen Theorie* zu gleichen oder ähnlichen Gegenständen der Individualtheorie. In diesem Kontakt mit zeitgenössischen oder historischen Theoriepositionen zeigt sich der Status und die Relevanz der Künstlerinnen- oder Produzententheorie. Der Theorietorso muss sich anhand einer Wissensform bewähren, die keinerlei Rücksicht auf den Erfahrungsgrund ihrer Urheber nimmt. Von dieser Konfrontation ausgehend wird schließlich die nächste Erfahrungssituation beschrieben: Der Dreierschritt beginnt von neuem.

Ein gleitender Wechsel von empathisch-immersiver Erzählung zu distanziert-transzendierender Analyse entsteht, der in seiner Wiederholung sich einspielt zu einer neuen Textform: der *Theorie Erzählung*. Denkfiguren verschmelzen mit situativen Erfahrungen, individuelles Handeln und Erleben wird in einer konkreten

Situation nachvollziehbar. – Eine Vorgehensweise literarisch-essayistischer Recherche, die den hohen Anspruch allgemein übertragbarer Theorien nicht aufgeben muss.

VI. Wirklichkeit

Die Theorie Erzählung ist eine Form wissenschaftlicher Darstellung, die ungewöhnlich reich, da gleichermaßen persönlich wie theoriege-sättigt, ist. Sie erlaubt es, individuelles Erleben zu rekonstruieren, nachvollziehbar. Nicht davor in entomologischer oder archäologi-scher Distanz zu verharren, sondern als Ertrag der Studie eine Fülle situativ gebundener und übertragbarer Theoriepositionen zu durch-dringen. »Pragmatik als Basis von Semantik«²², dies wird in Theorie Erzählungen spürbar.

Die folgenden Kapitel nutzen diese Vorgehensweise zur Dar-stellung eines partiellen Erkenntnisprozesses, einer Denkbewegung im Laufe der intentionalen Werkgenese.²³ Theorien als partikulare und situationsgebundene zu erzählen, kann in vielen Bereichen kulturwissenschaftlicher Forschung hilfreich sein. Zwar entstehen so keine konsistenten Theoriearchitekturen, wohl aber eine Mannig-faltigkeit erfahrungsnaher und gleichermaßen theoriefähiger Kasu-istiken. Unter dem Begriff der Heuristik und in Form der Theorie Erzählung lassen sich hochspezifische, punktuell definierte Erfah-rungsweisen unterschiedlichster Erfahrungs- und Lebensberei-che beschreiben und analysieren als situativ gebundene *Heuristiken des ...* Eine Fülle von Einzelstudien als Beiträge zu einer offenen Sammlung individuellen Erlebens sind denkbar, die persönlichen Erfahrungen und Erkenntnissen eine Stimme geben, wissenschaft-lich. Ein Projekt zur »Aufklärung unserer durchaus situationsab-hängigen epistemischen Verfassung«.²⁴

Die vorliegende Studie dringt damit an die Grenze dessen vor, was unhinterfragt als Wissenschaft bezeichnet werden kann. Die experimentelle Erkundung eines Bereiches jedoch aufzugeben, nur weil er bislang wissenschaftlicher Forschung als unzugänglich galt, scheint der falsche Weg. Um individuelle Erfahrungsweisen zu rekonstruieren, müssen vielmehr weitere Wissensformen in die Nä-he der Wissenschaft gerückt und in sie integriert werden, die zu früheren Zeiten umstandslos als unwissenschaftlich ausgeschlossen

worden wären. Integrieren wir einen neuen, prekären Gegenstand, wie die individuelle Erfahrung, muss somit auch die Methodik der Untersuchung sich deutlich verändern.

In einer Zeit, da Information gewohnheitsmäßig mit Wissen identifiziert wird, kann die Forderung nach wissenschaftlichem Vorgehen nur dann noch ihren Wert behalten, wenn sie immer wieder neue, vormals nicht-wissenschaftliche Gegenstände und Verfahren in sich aufnimmt. Die universitäre Verwaltung eines selbstgefällig gepflegten Halbwissens kann nur dann vermieden werden, aufrichtig, wenn wir bemüht sind, die Grenzen einer Wissenschaft immer wieder neu zu bestimmen und zu beschreiben; wenn wir diese Grenze immer weiter verlagern, sie neu ziehen, um ganz andere, immer geringere Befestigungen vorzunehmen gegen das, was dahinter beginnt. Um so die Wissenschaft zu öffnen für eine weitergehende, weit grundlegendere Erfahrung der Wirklichkeit.